

Donnerstag, 16. Aug. ... Kursnotierungen ... Deutsche Fonds und Staatspapiere ... Ausländische Fonds ... Deutsche Hypothekendarlehen ... Eisenbahn-Prioritäts-Obligations ...

Tele. Cellaenen, Festwaaren ... Kartoffeln, Eier, Kartoffelmehl ... Mehl, Butter, Eier, Milch ... Getreide, Roggen, Weizen ...

Samstags und Sonntags ... G. Pelliccioni & Co. G. Ulrichstr. 17. Hochseils- und Gelegenheitsgeschäfte.

Zur Ernte: Weizen-Planen, Danfisch, wasserfester, 100 qm, a 125, 140, 180 Mt. ...

Malzkeime, um damit zu räumen, je lauge Vorwärt ...

Familien-Nachrichten, Todes-Anzeige, Frau Rentier Charlotte Löffler geb. Thieme ...

Dachpappenfabrik in Halle oder Umgegend, eventuell zur Errichtung einer solchen passenden Grundstück ...

Saatwicken diesjähriger Ernte, giebt den Bunter zum Preise von Mt. 8.- ab 9585) ...

Leipziger Börse vom 16. August. Eisenbahn-Prioritäts-Obligations, Bank und Credit-Aktien, Ind.-Aktien, Br. u. Stamm-Prior.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt. urn:nbn:de:hbz:1-17113370-1687216X189808171-14/fragment/page=0004



(Nachdruck verboten.)

Starke Herzen.

5) Original-Novelle von Reinhold Ortman.

Wenigſtens hatte der junge Arzt ſich ſonſt viel öfter im Laufe des Tages auf ein paar Minuten oder auf vierelſtündchen von den ſauren Pflichten ſeines Berufes frei zu machen gewußt, um die knappe Mußezeit in heiterem Geplauder mit ſeiner Schweſter zu verbringen. Jetzt, wenn er wußte, daß Helene Ebbinghaus anweſend war, erſchien er höchſtens nach beendigter Sprechſtunde zu kurzer Begrüßung im Wohnzimmer und entfernte ſich ſchnell wieder, nachdem er kaum ein Duzend Worte mit der Tochter des Buchhalters gewechſelt.

Aber obwohl ihre perſönlichen Begegnungen nur von ſo flüchtigter Art waren, hatte Helene den Doktor ſo gründlich kennen gelernt, wie kaum einen anderen Menſchen auf der Welt. Denn wenn die beiden Mädchen nicht von dem verhafteten Buchhalter ſprachen, ſprachen ſie nur von ihm. Gab es doch kein Thema, über das Marthas mit gleicher Wärme, gleichem Begehrer und Herzstheilnahme zu reden wußte. In ihrem Bruder verkörperte ſich für ſie alles Edle, Schöne und Liebenswerthe; zu ihm blickte ſie mit ſchrankenloſer Bewunderung und mit jenem gläubigen, unerſchütterlichen Vertrauen empor, deſſen naive Aeußerungen auch für Andere etwas unmittelbar Ueberzeugendes zu haben pflegen.

Herberts Volkmar's Eiferſucht auf den „geliebten Hans“ wäre vermuthlich in hellen Flammen emporgeleodert, wenn er ein unſichtbarer Zeuge jener Geſpräche geweſen wäre, die ihn und immer wieder ihn zum Gegenſtande hatten. Und nebenher hätte es ihn meiſtſcheinlich ein wenig Bunden genommen, daß Helene Ebbinghaus bei derartigen Herzergießungen Marthas nicht nur eine geduldige und aufmerkfame, ſondern auch eine lebhaft theilnehmende, wißbegierige Zuhörerin machte. Dieſer Arzt, der ſie doch nur ganz oberflächlich kannte, wenn ſie ihm auch immerhin zu Dank verpflichtet ſein mochte, ſchien in ihren Gedanken eine kaum minderwerthe Rolle zu ſpielen, als in dem Seelenleben ſeiner Schweſter, und das Intereſſe, das ſie bei ſolchen traulichen Zwiegeſprächen für Alles an den Tag legte, das auf ſeine Perſon Bezug hatte, ſtand in einem merkwürdigen Gegenſatz zu ihrem ſchüchternen, zurückhaltenden fremden Benehmen, wenn ſie ſich ihm Auge in Auge gegenüber befand.

Auch heute, als er nach der Entlaſſung des letzten Patienten, der in ſeiner Sprechſtunde Rath geſucht hatte, das Wohnzimmer betrat, erwiderte Helene Ebbinghaus ſeinen freundlichen Gruß mit leiſer, kaum vernehmlicher Stimme und mit niedergeſchlagenen Augen. Die Antworten, die ſie ihm auf ſeine Fragen nach ihrem Befinden gab, hätten kaum knapper und einſilbiger ſein können, und ein unbeſangener Beobachter der kleinen Scene wäre ſicherlich zu dem Schluß gekommen.

daß ſie Beide verſtohlen aufathmeten, als ſie einander ſchon nach wenig Minuten wieder die Hände zum Abſchied reichen durften.

Auch in Marthas Geſicht prägte ſich eine gewiſſe Bewunderung aus, aber ſie unterließ es doch, ihr Worte zu verleihen, und nur der Umſtand, daß das vorhin durch des Doktors Eintritt unterbrochene Geſpräch gar nicht wieder in Fluß kommen wollte, gab Zeugniß von der kleinen Verſtimmung, die ſich ihrer bemächtigt hatte.

Es war gut, daß Herbert Volkmar's unerwartetes Erſcheinen der immerhin etwas peinlichen Situation bald ein Ende bereitete. Marthas wurde, wie gewöhnlich, ſehr roth, als der junge Rechtsanwält eintrat, und die verrätheriſche Gluth auf ihren Wangen lohte noch höher auf, als er — durch die Rückſicht auf die Gegenwart der Fremden an einer zärtlicheren Begrüßung gehindert — ihre zaghaft dargebotene Hand ſehr ungeſtüm und ſo lange an ſeine Lippen drückte, bis ſie ſie ihm faſt gewaltsam wieder entzog.

„Guten Tag, Fräulein Ebbinghaus!“ ſagte er dann, ſich in ſeinem gewohnten leichten Ton an Helene wendend. „Ich dachte mir's wohl, daß ich Sie hier finden würde, und deshalb lenkte ich meine Schritte gleich hierher, um Ihnen den Gruß auszurichten, den mir Ihr Vater für Sie aufgetragen.“

Das junge Mädchen war aufgeſtanden und nun glänzten trotz aller Tapferkeit doch wieder Thränen in ihren Augen, als ſie fragte:

„Sie ſind bei ihm geweſen, Herr Rechtsanwalt — Sie haben ihn geſprochen? — Oh, ſagen Sie mir, wie es ihm geht, wie er ausſieht, wie er das Fürchterliche erträgt!“

„Ich denke, mein liebes Fräulein, es geht ihm ſo gut, als es unter den obwaltenden Umſtänden möglich iſt. Im Bewußtſein ſeiner Schuldloſigkeit trägt er die Glast wie ein unabweisbares Mißgeſchick, das früher oder ſpäter mit ſeiner Rechtsfertigung enden muß.“

Dankbar und doch mit einer gewiſſen ängſtlichen Spannung ſah Helene zu ihm auf.

„Auch Sie haben nach dieſer Unterredung die feſte Ueberzeugung gewonnen, daß er unſchuldig iſt — nicht wahr?“

„Nebenfalls würde ich die Vertheidigung bereits niedergelegt haben, wenn das Gegentheil der Fall wäre,“ erwiderte er etwas ausweichend, um dann, allen weiteren unbequemen Fragen vorbeugend, hinzuzufügen:

„Nebriſtens möchte ich Sie noch um einige Auskünfte bitten, mein Fräulein, — vorausgelegt natürlich, daß Sie im Stande ſind, ſie mir zu geben.“

„Entſchuldige mich für eine kurze Zeit,“ ſagte Marthas, indem ſie ihre Handarbeit fortlegte. „Ich habe draußen noch Einiges für den Haushalt zu beſorgen.“

„Wie zartfühlend Ihre Freundin doch iſt!“ meinte Volkmar, als ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen hatte. „Sie fürchtet ohne Zweifel, daß ihre Gegenwart Ihnen pein-

ich sein könnte, während Sie mir auf meine Fragen Rede stehen.“

„Oh, sie ist das beste und feinsinnigste Wesen, das mir je begegnet ist.“ rief Helene mit überströmender Wärme. „Was an das Ende meines Lebens werde ich nicht zum allerkleinsten Theile die Dankeschuld abtragen können, die das hochherzige Verhalten dieser beiden edlen Menschen mir auferlegt.“

„Ja, sie gehören zu der seltenen und anscheinend im Aussterben begriffenen Spezies der kreuzbraven Leute — ohne Einschränkung und Vorbehalt; es sei denn, daß ihrem Ekelmuth eine etwas zu starke Dosis an Spießbürgerlichkeit beigemischt ist.“

„Ich weiß nicht, Herr Doktor, was Sie darunter verstehen.“

„Na, ich meine damit, um ein Beispiel anzuführen, daß sie sich Ihrer schwerlich in dieser Weise angenommen haben würden, wenn mein reblicher Freund nicht von vornherein felsensfest an die Schullosigkeit Ihres Vaters geglaubt hätte. Denen beizustehen, die unverdient leiden, erscheint ihm ohne Zweifel als die vornehmste Pflicht; von einem wirklichen Uebelthäter aber würde er sich ebenso gewiß mit Abscheu und Verachtung abwenden. Jede, auch die entfernteste Berührung mit der Sünde würde nach seinen strengen Anschauungen ihn selbst besudeln. Und wie hoch ihm auch Christenpflicht und Menschenliebe stehen mögen, sein eigener, makelloser Ruf steht ihm doch jedenfalls am höchsten.“

Helene Ebbinghaus sah nachdenklich vor sich nieder.

„Sind Sie dessen wirklich so sicher, Herr Doktor?“ fragte sie nach einem kleinen Schweigen. „Ich möchte beinahe glauben, daß Sie Ihren Freund da doch nicht nach seinem ganzen Werthe beurtheilen.“

Um Volkmar's Lippen spielte das alte ironische Lächeln, während er mit einer leichten Verbeugung zurückgab:

„Wenn Sie ihn inzwischen bereits so genau kennen gelernt haben, mein liebes Fräulein, füge ich mich selbstverständlich Ihrer besseren Einsicht. — Aber es war ja auch nicht das, wovon wir sprechen wollten. — Kennen Sie Herrn Rüstow?“

„Den Direktor der Spinnerei? — Ja! — Das heißt, ich habe ihn zuweilen gesehen und auch hier und da einige Worte mit ihm gesprochen.“

Ihre Antworten erfolgten ruhig und bestimmt. Es war seltsam, wie frei und sicher ihr Benehmen dem Rechtsanwält gegenüber war im Vergleich mit jener scheuen Zurückhaltung, die sie noch soeben im Verkehr mit Hans Besendonk beobachtet hatte.

„Welchen Eindruck hat die Persönlichkeit des Mannes auf Sie gemacht?“

„Darüber habe ich kein Urtheil. Er behandelte mich stets artig und freundlich, und ich sah in ihm immer nur den Vorgesezten meines Vaters.“

„Wurde nicht in Lindenau zuweilen auch über die Privatverhältnisse des Direktors gesprochen?“

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls habe ich niemals etwas darüber gehört.“

„Wissen Sie auch nicht, in welchen persönlichen Beziehungen Rüstow zu dem verstorbenen Rendanten Hilpert gestanden — denselben, von dem Ihr Vater vermuthet, daß er sich bei seiner Raufenführung Unregelmäßigkeiten habe zu Schulden kommen lassen?“

„Ich glaube, daß der Direktor mit ihm sehr befreundet war. Aber mein Vater kann Ihnen darüber gewiß Genaueres mittheilen als ich.“

Volkmar schien von ihren Antworten nicht sehr befriedigt. Er sah auf seine Uhr und stand auf.

„Ich werde mich an Ort und Stelle zu informiren suchen Uebrigens noch eine beiläufige Frage. Direktor Rüstow hat eine Nichte, die in seinem Hause lebt?“

„Ja, Fräulein Hilde Warring.“

„Sind Sie mit dieser jungen Dame näher befannt?“

„Näher — nein! Ich bin meist an dritten Orten öfter mit ihr zusammengetroffen, aber der Unterschied zwischen ihrer gesellschaftlichen Stellung und der meinigen war meist zu groß, als daß sich eine intimere Bekanntschaft daraus hätte entwickeln können.“

„Nun, ein Fabrikdirektor ist doch am Ende noch kein Minister. Oder sind es ihre Millionen, die diesem Fräulein Warring eine so hohe soziale Stellung in Lindenau verschaffen?“

„Sie gilt allerdings für sehr reich; aber es ist meist noch mehr ihre vornehme und stolze Persönlichkeit, die eine Annäherung erschwert. Selbst gegen die abligen Offiziere, die früher vielfach im Hause des Direktors verkehrten, soll sie sich so ablehnend verhalten haben, daß sie während der letzten Zeit ganz weggeblieben sind.“

„Vermuthlich also der rechte Typus einer hochmüthigen amerikanischen Erbin! Ist sie denn hübsch?“

„Sie ist schöner als irgend ein anderes junges Mädchen, das ich bisher gesehen.“

Eben trat Martha Besendonk wieder ins Zimmer und Volkmar, dessen Mienen eben noch ein sehr lebhaftes Interesse gezeigt hatten, brach mit beinahe auffälliger Hast die Unterhaltung ab.

„Für heute hätte ich Sie also nichts weiter zu fragen, mein werthes Fräulein! Ich fahre morgen früh selbst nach Lindenau hinaus, da ich zufällig keinen Termin wahrzunehmen habe, und es soll mich freuen, wenn ich mit irgend einer guten Nachricht zurückkehren kann.“

Diesmal küßte er die dargebotene Hand Marthas nicht, und er drückte sie nicht einmal mit besonderer Wärme. Sein Abschiedsgruß war zerstreut und hastig, und ein Schatten der Betrübniß lag auf Marthas hübschem Gesicht, während sie auf den rasch verhallenden Schritt des Davoneilenden lauschte. —

V.

In dem industriereichen Lindenau, das bei seiner geringen Entfernung von der benachbarten Großstadt fast noch als zu ihr gehörig betrachtet werden konnte, bildete der Brand der großen Aktien-Spinnerei noch immer das Gespräch des Tages.

Wäre doch schon die traurige Thatsache, daß mit einem Schläge mehrere hundert männliche und weibliche Bewohner des Bezirks um Arbeit und Brod gekommen waren, hinreichend gewesen, die Erinnerung an die Katastrophe lebendig zu erhalten, auch wenn nicht der Anblick der wüsten Trümmerstätte mit ihren rauchgeschwärzten Mauerresten und den gewaltigen Schutthaufen zwischen ihnen das schauerlich-schöne Bild jener Brandnacht stets von Neuem in der Vorstellung jedes Augenzeugen wachgerufen hätte.

Herbert Volkmar brauchte deshalb keine besonderen Künste anzuwenden, um die Leute, die ihm zur Ertheilung von Auskünften geeignet schienen, in ein Gespräch über das Feuer zu verwickeln. Die Meisten von ihnen zeigten sich sogar all' zu gesprächig, wenn sie erst einmal auf dies viel erörterte Thema gekommen waren, und es waren zum großen Theil immer die nämlichen Geschichten und Vermuthungen, die er anhören mußte. Aber er verlor darüber weder die Geduld noch das Interesse an der Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Wetterschießen und künstlicher Regen.

Eine brennende Frage der modernen Wetterkunde.

Von Rudolf Curtius.

In Frankreich, nicht gar weit von den Küsten des Atlantischen Ozeans, wandelt eine feierliche Prozession von Wallfahrern unter Vorantritt ihrer Geislichen durch den Wald zu einer wunderthätigen Quelle. Dort angekommen, schöpfen die Gläubigen mit geweihten Gefäßen das Wunder wirkende Naß um es auf großen, flachen Steinen auszugießen, und die Gebete, welche während dieser seltsamen Ceremonie zum Himmel emporsteigen, stehen um Regen, den die vom Sonnenbrande ausgetrockneten Gefilde schon gar zu lange entbehren müssen.

Wir sind bei Varenbon in der Bretagne, an der heiligen Regenquelle im Walde Breziliane, um welchen die Dichtungen der mittelalterlichen Heldensagen von König Artus und Iwein und Gawain einen magischen Schleier weben, an einer Stätte, wo die religiösen Gebräuche der alten heidnischen Kelten, deren Nachkommen noch jetzt dieses Land bewohnen, ein christliches Kolorit angenommen und sich bis in unsere auf ihre Aufklärung so stolzen Zeiten erhalten haben. Was dort der fromme Glaube vom gütigen Himmel erhofft, finden wir in den Naturreligionen fast aller Völker, und man könnte ein dickes Buch zusammenschreiben, wollte man die Ceremonien aufzeichnen, welche zu diesem Zwecke bei den Ureinwohnern Afrikas und Amerikas ebenso in Uebung waren oder noch sind, wie bei den alten Germanen und noch jetzt bei den slavischen Völkern.

So verwegene es nach allen Erfahrungen und nach der geringfügigkeit unserer menschlichen Hilfsmittel im Vergleich mit den gewaltigen Kräften der Natur erscheinen muß, das Wetter beeinflussen zu wollen, das wir trotz hunderter von meteorologischen Stationen noch immer nur sehr ungenügend und nur nach seinem allgemeinen Charakter für große Landstriche, aber keineswegs in seiner Besonderheit für einen einzelnen Ort voraussetzen können, so deuten doch verschiedene Umstände darauf hin, daß unter gewissen Umständen das atmosphärische Gleichgewicht ein so labiles ist, daß nur ein kleiner, von unseren Kraftanstrengungen erreichbarer Anstoß erforderlich, um einen gewissermaßen schon von der Natur vorbereiteten Umschlag des Wetters in beschränkter Disjunktion herbeizuführen.

Es sind nun zwei, für den Landwirth allerdings höchwichtige Punkte, in welchen man sich mit der Hoffnung trägt, den launischen Wettergott den menschlichen Zwecken dienstbar zu machen, nämlich die künstliche Herbeiführung eines Regens nach langer Dürre und die Verhinderung des vom Landwirth mit Recht so gefürchteten Hagelschlages.

In der südliden Steiermark, dessen segnete Weindistrikte fast alljährlich von vernichtenden Hagelwettern heimgesucht werden, sing man vor zwei Jahren an, bei herannahenden Unwettern auf die hagel drohenden Wolken aus Mörsern blinde Schüsse mit starker Pulverladung abzugeben und glaubte jetzt stellen zu können, daß statt des erwarteten Hagels sich jedesmal aus den Wolken nur ein starker Regenguß entlud, dessen Intensität nach jedem Schusse vorübergehend zunahm, ebenso wie man dies nach jedem Donnerschlage eines Gewitters beobachten kann. Wie die Erschütterung der Luft durch die Schallwellen die Entstehung der Hagelkörner verhindern könne, blieb dabei gänglich unaufgeklärt, und der Spott über das Unterfangen, die Wolken zerchießen zu wollen, blieb nicht aus, umsomehr, als man in wissenschaftlichen Kreisen die Sache ziemlich ignorirte. Unter den Interessenten fand das Wetterschießen dagegen großen Anklang, und in den österreichischen Kronländern südlich der Alpen sind jetzt aus öffentlichen und privaten Mitteln auf den Anhöhen Hunderte von Mörserbatterien errichtet, aus welchen lustig auf die gelbgrauen Wetterwolken kanonirt wird.

Um die Wirksamkeit des Wetterschießens glaubhafter zu machen, berief man sich auf die Jahrhunderte alte Gewohnheit der Alpenbewohner, bei schweren Wettern mit den Kirchenglocken zu läuten, denen man ja, wie die häufige Glockeninschrift „salvata frango“ beweist, seit jeher und überall eine wetterbrechende Kraft zutraut, obwohl jedes Jahr gar mancher Glockenthurm durch Blitz in Flammen aufgeht. Sogar die Chinesen, welche allerdings seit Jahrtausenden eine Art Wetterschießen betreiben, wurden als Gewährensmänner herbeigezogen, obwohl man sich sagen mußte, daß dieses Volk, welches bei Mond- und Sonnen-
[Nachdruck verboten.]

Gestirnen zu Hilfe zu kommen sucht, die es durch einen Drachen bedroht glaubt, nicht gerade auf dem Gipfel logischer Naturerkenntnis steht.

Wichtiger als dieser blinde Autoritätsglaube sind physikalische Versuche, mittelst welcher man einen Hagel in kleinem Maßstabe im Laboratorium erzeugen kann und die eine gewichtige Stütze für die Nützlichkeit des Wetterschießens sind. Wenn man nämlich die beiden Hohlröhre einer starken elektrischen Kraftquelle so anordnet, daß der eine von unten in ein Wasserbecken eintritt, und bis nahe an die Oberfläche reicht, während der andere dem Wasserpiegel von oben genähert wird, und nun einen Strom von außerordentlich hoher Spannung durchsendet, welcher die Lücke zwischen den beiden Polen überspringen muß, um sich mit dem entgegengesetzten Strome auszugleichen, so entsteht an der betreffenden Stelle des Wasserpiegels eine anfangs kleine, später sich mehr einseitig vertiefung, aus welcher kleine Wassertröpfchen hervorspringen; binnen kurzer Zeit aber bildeten sich die fortwährend empor springenden Tröpfchen durch die zwischen den Polen auftretende Abkühlung zu echten Hagelkörnern um.

Ähnliche Verhältnisse herrschen bei Ausbruch eines Hagelwetters. Was im physikalischen Versuch unten, ist in den natürlichen Verhältnissen allerdings oben, und obendrein ist das Wasser in der Luft zunächst noch nicht in tropfbarflüssiger Form vorhanden. Die Atmosphäre der Wetterwolke ist aber mit Wasserdampf gesättigt, welcher bei dem geringsten Anlaß sich in Gestalt von Tropfen ausscheiden beginnt. Diese Anlässe sind nun Abkühlung der Luft unter den Taupunkt und das Vorhandensein von Staubtheilen in der Luft, an welchen sich die Wasserbläschen niederschlagen und bei deren gänglicher Abwesenheit man die Luft weit unter den Taupunkt abkühlen kann, ohne einen Niederschlag zu erhalten. Beides ist bei jedem Gewitter und Regenfall in ausreichendem Maße vorhanden, führt aber noch nicht zur Hagelbildung. Das Zustandekommen von Hagelkörnern setzt nämlich außerdem noch absolute Ruhe der Luft voraus. Auch der Versuch im Laboratorium mißlingt unweigerlich, wenn sich die Atmosphäre um den Apparat auch nur in der geringsten Bewegung befindet. Nun herrscht vor dem Hagelwetter eine geradezu unheimliche Ruhe und unbedingte Windstille, und nur wenn diese vorhanden ist, erfolgt die Umbildung des gasförmigen Wasserdampfes in dem stark abgekühlten Raume in und unter der Gewitterwolke so langsam, daß ein Theil der Tropfen zu Hagelkörnern gefriert.

Auch die Erschütterung der Luft durch die Schallwellen einer starken Detonation ist ausreichend, um den Laboratoriumsversuch zu vereiteln und nur Wassertropfen entziehen zu lassen. darauf gründet sich die Berechtigung, zur Verhütung des Hagelschlages vor und während eines Gewitters zu schießen.

Natürlich ist nur diejenige Schallwirkung von Nutzen, welche die gefährdrohenden Wolkenschichten erreicht; was sich an Schall links und rechts in die Ebene verliert, ist nutzlos. Man steckt daher über die annähernd senkrecht gegen die Wolkenschichten gerichteten Geschütze, welche die Form von Mörsern oder Völkern haben, große Schalltrichter, welche den Schall gegen die Wolkenschichten konzentriren.

Es wird selbstredend noch zahlreicher Versuche bedürfen, um die beste Methode des Schießens zu ermitteln und die wissenschaftliche Theorie desselben auszubauen. Die Erfahrungen zweier Sommer, welche an Unwetter außerordentlich reich waren, bestätigen, daß sonst fast alljährlich vom Hagel verheerte Gegenden verschont blieben, seitdem regelmäßig bei jedem Unwetter geschossen wurde, und es wäre wirklich der Mühe werth, wenn man auch andernwärts die Methode probirte, die dazu berufen zu sein scheint, von den von Hagelschlag bedrohten Gegenden großes Anheil abzuwenden.

Was den zweiten Punkt, die künstliche Herbeiführung von Regen betrifft, so sind wir über die Regenbildung weit besser orientirt als über die zum Theil noch recht dunklen Verhältnisse der Entstehung des Hagels. Die in Europa vorwiegend herrschende westliche Windrichtung führt unausgesetzt riesige Wassermassen in Dampfform über unseren Kontinent, welcher dem Atlantischen Ozean ja bekanntermaßen außer dem Regenreichtum auch die relative Wärme seines Klimas verdankt. In den westlichen Theilen Europas sind nun auch die Regenfälle derart häufig, daß anhaltende Trockenheit nur höchst selten das Wachstum der Feldfrüchte in Frage stellt. Je weiter wir uns aber von der Seeküste nach dem Inneren der großen Landmassen entfernen, um so seltener werden die Niederschläge, und schon in Ungarn und Südrußland sind Miskerten und Regenmangel nicht selten. Das-

selbe gilt von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche große Gebiete von wüstenartigem Charakter enthalten, die sich alsbald in ein fruchtbares Eben verwandeln würden, wenn nur das nöthige Wasser vom Himmel gependet würde.

In Amerika hat man sich nun auch zunächst damit beschäftigt, künstlich im Großen die Verhältnisse herbeizuführen, welche den Eintritt von Regen begünstigen. Aus der That sache, daß nach mehreren großen Artillerieschlachten des Bürgerkrieges Regenwetter eintrat, zog man den Schluß, daß die gewaltigen Detonationen die Regenbildung begünstigen und kanonirte nun bei klarem Himmel ebenso, wie dies in Steiermark bei Wettergefahr geschieht. Die Erfolge waren indeß sehr zweifelhaft. Neuerdings hat nun aber Mackay gezeigt, daß man in Ländern von Steppencharakter, über welchen oft wochenlang eine graue Wolkendecke hängt, ohne daß aus ihr auch nur ein Tropfen Regen auf die schmachtende Erde fällt, zuweilen Regen herbeiführen kann, wenn man durch mächtige Feuer einen starken, senkrecht in die Höhe steigenden Luftstrom erzeugt. Der Versuch an sich ist unanfechtbar. Es fragt sich nur, in welcher Weise dadurch die Regenbildung beeinflusst wird, ob durch das Emporreißeln der Wasserdampf führenden Wolkenschichten in Höhen, wo die zur Kondensation des Wasserdampfes nöthige niedrige Temperatur herrscht, oder dadurch, daß aus den niedrigeren Schichten der Atmosphäre massenhaft Staubeilchen nach oben entführt werden, welche, wie schon erwähnt, zur Tropfenbildung nöthig sind. Wahrscheinlich ist das letztere, denn auch nach großen Vulkanausbrüchen, welche häufig Millionen von Centnern Aschenstaub in die höchsten Luftschichten werfen, folgt meistens ausgiebiger Regenfall. Vielleicht ist aber auch das Zusammenwirken beider Faktoren vortheilhaft.

Jedenfalls wird die Menschheit auch hieraus Nutzen ziehen. Den Traum, die Sahara oder die Wüste Gobi dadurch in fruchtbares Land zu verwandeln, wird man freilich nicht hegen dürfen; denn an dem Maßstabe der allgewaltigen Natur gemessen sind unsere Hilfsmittel ja verschwindend klein. Grundlegende klimatische Veränderungen vollziehen sich nur in langen Zeiträumen und verdammen vielleicht unsere gesegneten Kulturländer bereinst zur Dürre und Unfruchtbarkeit, um Tausende von Meilen davon entfernt das Bild lachender Ueppigkeit hervorzurufen. Im Kleinen aber und dort, wo wie bei uns der Wassergehalt der Luft meistens nicht weit vom Sättigungspunkt entfernt ist, sind werthvolle Resultate mit ziemlicher Bestimmtheit zu erhoffen.

Allerlei.

„Kaiser Wilhelm I. und die Wahrsagerin“. Dieser Tage ging ein merkwürdiges Zahlenpiel über die Geburts- und Sterbedaten des Fürsten Bismarck durch die Presse. Dies erinnert an eine ähnliche Anekdote, die man sich von unserem alten Kaiser Wilhelm erzählt. Der Kaiser, damalige Prinz von Preußen, soll sich während seines Aufenthaltes in England anno 1849 einstmals zu einer Wahrsagerin begeben haben. Sinnend betrachtete die Alte die Linien seiner Hand, um dann in die prophetischen Worte auszu brechen: „Du wirst die Krone tragen, nicht nur Deines Stammes, sondern aller Stämme Deines Volkes.“ Auf die erstaunte Frage, wann denn das sein solle, erwiderte sie: „Zähle zu der Jahreszahl dieses Jahres nochmals die gleiche Zahl hinzu!“

1849

1

8

4

9

1871

Der Prinz wandte darauf ein: „Das wird wohl schwerlich in Erfüllung gehen, da würde ich ja schon sehr alt sein.“ „Oh, Du wirst dann noch lange leben,“ war die Antwort, und auf die weitere Frage: „Wie lange?“ „Verfahre mit der zweiten Zahl also wie mit der ersten!“

1871

1

8

7

1

1888

Und so, wie sie prophezeit, ist es auch eingetroffen. So non è vero, è ben trovato.

Die Empfindungen eines Erschossenen. Aus London wird dem „W. L.“ geschrieben: Ein amerikanischer Korrespondent, welcher jüngst bei Santiago von einem Mausegeseß verwundet

wurde, erzählt über die dabei empfundenen Sensationen folgende interessante Thatsachen: „Ich fühlte plötzlich einen Schlag im Rücken, der weder hart noch schmerzvoll war. Es war mir, als ob mir Einer einen leichten Stoß gegeben hätte. Ich stürzte jedoch nieder und war zu meiner Ueberraschung unfähig aufzustehen. Ich hatte eine Mausegeseß in der Fortsetzung ihres Fluges verhindert. Die ersten Leute, die sich um mich bekümmerten, waren das Personal vom Rothem Kreuz, welches mich verband. Kurze Zeit darauf untersuchte mich der Arzt und machte mir die wenig tröstliche Mittheilung, daß ich nur noch wenige Minuten zu leben hätte, da meine Wunde tödtlich sei. Ich glaubte ihm, fiel pflichtschuldigst in Ohnmacht und fand mich mit mehreren anderen verwundeten Leuten später unter Bäumen liegend wieder. In diesem Stadium fühlte ich absolut keinen Schmerz und lag in dem langen Grase ohne irgend welche unangenehmen Empfindungen. Die Erinnerung an des Arztes Behauptung, daß meine Wunde tödtlich sei, machte auf mich geistig ebenso wenig Eindruck, wie es meine Wunde physisch that. Diese geistige und physische Gleichgültigkeit kann nur der furchtbaren Erschütterung zugeschrieben werden, die das Mausegeseß hervorgerufen hatte. Als ich später dann mehr zu mir kam, hatte ich die Empfindung, als wenn glühende Nadeln vom Ende des Rückens bis zu meinem Gehirn in die Wirbelsäule getrieben würden. Ich entdeckte später, daß diese Empfindung von Knochensplittern herrührte, die in dem Rückenmark steckten. Meine Beobachtungen im Felde und auf dem Hospitalsschiff „Düvette“, auf dem sich 274 Verwundete befanden, haben in mir den Glauben erweckt, daß das Mausegeseß eines der darnehmigsten Kriegswerkzeuge ist, wenn man überhaupt von diesen Werkzeugen als barmherzig reden kann. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Mausegeseßes scheint die zu sein, daß der davon Betroffene sofort zusammenbricht.“ Der Korrespondent schildert dann den schrecklichen Laut, den ein Mausegeseß macht, auf dessen Beschreibung wir aber angehts der Bekanntheit unserer Soldaten damit verzichten können.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Eine wissenschaftliche Luftfahrt zu Anfang unseres Jahrhunderts, und zwar den für die Erkenntniß der Zusammensetzung der Atmosphäre in großen Höhen so bedeutungsvoll gewordenen zweiten Aufstieg Gen. Luflacs am 9. September 1804, führt uns in einem farbenprächtigen Bilde das soeben erschienene 10. Heft des monumentalen Werkes „Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild“, Politische und Kulturgeschichte von Hans Kraemer (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin, 60 Lieferungen à 60 Bg.), vor Augen. Das den Schluß des Kapitels „Russland“ und den Anfang der Uebersicht über die politischen Ereignisse der Jahre 1812—21 enthaltende Heft bringt außerdem als zweite Extrabeilage eine ausgezeichnete Reproduktion des herrlichen Kupferbildes „Moskau vor dem Brande“. Text, Bilder und Ausstattung können, wie immer, den höchsten Ansprüchen genügen.

— Das Deutsche Jägerbuch. Von C. W. Allers und Ludwig Ganghofer. (Stuttgart, Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft.) Von diesem Prachtwerk liegen nunmehr die Lieferungen 11 und 12 vor. Ihr reicher Inhalt bestätigt von Neuem den Ruf, den sich das Werk in allen Jägerkreisen erworben hat. Die Jägertypen und Jagdszenen, welche Meister Allers in verschwenderischer Fülle bietet, erregen in ihrer charakteristischen Auffassung das höchste Interesse, die technische Ausführung der farbigen und getönten Blätter ist eine ganz vorzügliche. Und ebenso lobenswerth erscheint der Text aus der Feder des jaggbegeisterten Autors, der als echter Sohn der Berge eine ungewöhnliche Kenntniß aller Jagdbetriebe besitzt. Die in den vorliegenden Heften erscheinenden Kapitel „Der treue Gefelle“, „Wenn sich die Blätter färben“ und „Seltene Gäste“ werden alle Waldmannshergen höchlichst erfreuen.

— Ueber Kaiser Wilhelm I. und die Prinzessin Radziwill bringen Briefe, die A. von Boguslawski im Augustheft der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht, eine Reihe interessanter Einzelheiten, die um so bemerkenswerther sind, als sie durch direkte Mittheilungen von Mitglidern aus der preukischen Hofgesellschaft gegeben werden. Das Lebensbild von Friedrich Felix v. Behr-Schmolzow zeichnet Georg v. Bunsen in einem aus seinem Nachlasse herausgegebenen, von warmer Empfindung getragenen Aufsätze. Adolf Hausstrath legt seine Darstellung der Verhältnisse von Baden im alten Bund und neuen Reich fort; Georg Busolt führt in die Laue Athens zur Zeit seiner höchsten Blüthe; im Anschluß an ein jüngst erschienenes Buch nimmt Friedrich Rausien Stellung zu dem jüngsten Kegergericht über die moderne Philosophie; einen Einblick in Frankreichs Finanzen und Eisenbahnpolitik gewährt der bekannte französische Gelehrte Georges Blondel. In der politischen Rundschau werden die Ereignisse der letzten Wochen zusammengefaßt, in der literarischen Rundschau, die das durch eine ungemein lebendige Novelle Bei der Glockenboje von Johannes Wilda eingeleitete Heft bechließt, reihen sich aneinander Nachruf J. Reinke's auf Ferdinand Cohn, ein Artikel H. von Horn's über Stanley und Emin Pascha, eine Betrachtung über die Zukunft der weißen Rasse, endlich literarische Notizen und eine Bibliographie.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Zeltz, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.